

Gottesdienst anlässlich der Vollversammlung des Diözesanrates am 21.10.2023

Trauern - eine schwere Arbeit

In der Allerheiligenwoche spielen wir in Gerolzhofen im Kleinen Stadttheater den „Brandner Kaspar“ in einer fränkischen Version. Nach dem tragischen Tod seiner Enkelin Marei gerät dieser in eine depressive Stimmung und grübelt:

„Was sölln wir noch da? Der Bodn is wach, es Liacht is aus. Kannst bloß dahock und wart. Die Uhr geht weiter - wieder a Stund - wieder a Stund, a jede bringt dich weiter wach vo ihrer Todesstund und näher zu deiner. Aber was nutzt? So a Trauer is a Hilflosigkeit, aus der's keen Auswach gibt.“

Da wird die Frage aufgeworfen: Wie gehe ich selbst mit Trauer um einen lieben Menschen um? Wie mit trauernden Menschen?

Ich habe eine junge Frau vor Augen, die ihren Mann mit Mitte 30 verloren hat. Ein paar Wochen nach der Beerdigung wurde sie gefragt: „Was, du arbeitest immer noch nicht?“ Sie gab eine denkwürdige Antwort: „Ich verrichte zur Zeit die schwerste Arbeit, die es gibt: Die Trauer!“

Früher gab es einmal Trauerrituale, die allgemein akzeptiert wurden und die ein Stückchen Halt gaben. Mit der Trauerkleidung, die Menschen oft ein Jahr lang getragen haben, signalisierten sie ihrer Umgebung: „Ich befinde mich in einem seelischen Ausnahmezustand, einer höchst emotionalen und schwierigen Lebensphase. Bitte, geh mit mir einfühlsam um.“

Es gab das 6-Wochenamt, das dem Trauernden deutlich machte: Jetzt lässt die Anteilnahme deiner Umwelt nach. Erst jetzt beginnt für dich die schwierigste Phase der Trauer.

Es gab das Jahresgedächtnis, nach dem die Trauerkleidung abgelegt wurde. Dieser Ritus wollte dem trauernden Menschen vermitteln: Mach aus deinem Haus kein Trauermuseum. Schau nach vorn. Du musst dein Leben ohne ihn/ohne sie weitergestalten.

Heute ist Trauern ein individueller Prozess, der sich meiner Meinung nach auch nicht in Phasenmodelle einordnen lässt.

Für die Trauernden ist es wichtig, dass ihre Geschichte gehört wird. Dass sie unterstützt werden und nicht beurteilt. Dass sie nicht Klischees anhören müssen, wie sie zu fühlen haben. Die unterstützende Person muss wirklich im Moment sein, zuhören lernen, lernen, was der Freund oder das Familienmitglied braucht und ihm nichts aufdrängen. Das Ziel ist nicht, dass es den Trauernden besser geht. Es geht darum, bei ihnen genau da zu sein, dort wo sie gerade sind."

Ich möchte als Anregung zu diesem Thema Euch heute zwei Geschichten mit auf den Weg geben, die mich persönlich berührt haben:

Geschichte 1: „Das Kleid, in dem er mich am liebsten sah“ von Gudrun Pausewang

Drei Tage später wurde er begraben. Seine junge Frau und seine Eltern begleiteten den Sarg. Die Mutter weinte laut. Die junge Frau schwieg. Nur ihre Augen standen voll Tränen.

"Du weinst ja nicht!" flüsterte ihr die Mutter zu. "Ich habe mir gleich gedacht, dass du ihn nicht liebgehabt hast. Und wie konntest du nur in einem roten Kleid hier erscheinen? Bei einer Beerdigung trägt die Witwe Schwarz. Weißt du das etwa nicht?"

"Ich habe das Kleid angezogen, in dem er mich am liebsten sah", antwortete die junge Frau ruhig. Und als der Sarg in die Grube hinuntergelassen worden war, griff die Witwe nicht nach der Schaufel, um ein paar Erdbrocken auf den Sarg zu werfen. Sie warf auch keine Blumen ins Grab, wie das die Hinterbliebenen zu tun pflegen. Sie hatte nur das Buch mit den Gedichten in der Hand, die er ihr auf der Wiese vorgelesen hatte. Dieses Buch ließ sie zu dem Toten hinabfallen.

"Was machst du denn da?" flüsterte der Vater des Toten der jungen Frau entrüstet zu. "Ein Buch? Wer wirft denn ein Buch in ein Grab?"

"Ich...", antwortete die junge Frau ruhig. "Es waren unsere Lieblingsgedichte."

Die junge Frau wartete neben dem Grab, bis die übrigen Leute fortgegangen waren und die Totengräber das Grab zugeschaufelt hatten. Dann setzte sie sich auf den Hügel und sang leise das Lied von den Paradiesvögeln. Ein paarmal versagte ihr die Stimme vor Traurigkeit, aber dann sang sie das Lied doch zu Ende.

Am Friedhofstor drehte sich die Mutter des Toten um und schaute zurück. "Sieh dir das an", sagte sie zu ihrem Mann, "was sie jetzt macht! Sie sitzt auf dem Grab und singt! Dass sie sich nicht schämt? Nein, sie hat wirklich keine Ahnung, wie man sich benimmt und was sich gehört. Unser armer Sohn - was hat er nur so großartig an ihr gefunden, dass er sie geheiratet hat?"

"Dreh dich nicht mehr nach ihr um, Käthe", sagte der Vater des Toten, "es regt dich nur auf. Und wir haben ja auch nichts mehr mit ihr zu tun, Gott sei Dank".

Geschichte 2: Die Seelenbank von Peter Jobke

Meine Wanderungen durchs Bergische sind kürzer geworden, dafür aber genussreicher. Ich liebe die Höhenwege mit ihren Bänken am Waldrand, von denen man weit über Berge und Täler blickt. Eine, vielleicht die schönste, ist einsam gelegen. Zu ihr zieht es mich immer wieder.

Im vergangenen Sommer war ich dort an einem Freitag Mittag. Zu meiner Überraschung war die sonst immer freie Bank von einem älteren Mann besetzt. Wir grüßten uns freundlich. Ich fragte, ob ich mich neben ihn setzen dürfte. Er lächelte „Das geht leider nicht. Meine verstorbene Frau sitzt neben mir. Wir können sie nicht sehen, aber sie ist da und ich spüre sie. Bevor sie starb, hat sie immer gesagt: „Wenn ich nicht mehr bin, dann gehe ich zur gewohnten Zeit zu unserer Bank. Ich werde da sein. Aber komm nicht bei Regen! Ich will nicht, dass du nass wirst“. Und so ist es gekommen. Ich nenne sie deshalb unsere Seelenbank.“

Ich verabschiedete mich und ging weiter. In den folgenden Wochen konnte ich nicht widerstehen, am Freitagmittag den Weg zur Bank zu nehmen. Und immer saß der alte Herr dort, vertieft und entspannt. Stets lächelte er mich an und legte den Finger auf den Mund, augenzwinkernd auf den freien Platz neben sichweisend. Ich grüßte stumm, lächelte verständnisvoll und ging weiter.

Einmal im Spätsommer saß er wieder da. Er wirkte gebrechlicher. Neben ihm ein Mann mittleren Alters. „Mein Sohn“, sagte er. „Allein schaffe ich es nicht mehr bis hierhin.“ Der Sohn grüßte freundlich. Er saß links, direkt neben ihm sein Vater, sodass der rechte Platz frei blieb.

An einem der letzten goldenen Oktobertage lockte mich am Freitagnachmittag der Weg hinauf zur Bank. Schon von weitem sah ich, dass dort jemand saß. Es war der Sohn des Mannes. Er saß wieder ganz links. „Kommen Sie ruhig. Mein Vater hat mir von Ihnen erzählt. Er ist hier gestorben“, sprach er mich an. „Ich hatte an dem Tag keine Zeit, ihn zu begleiten. So ist er allein gegangen. Er soll friedlich ausgesehen haben, saß da mit geschlossenen Augen, ein Lächeln auf den Lippen.“

„Und Sie lassen beide Plätze für Ihre Eltern frei?“ Er nickte. „Dann möchte ich nicht stören“, sagte ich und ging weiter.

Zwei Geschichten, die zum Nachdenken anregen und mich fragen: Traue ich mich zu trauern? Wie ist meine Art zu trauern? Was hilft mir in meiner Trauer? Wo sind meine Erinnerungsorte zu Menschen, die nicht mehr da sind?

Fürbitten

Herr, unser Gott, jede Eucharistiefeier ist eine Gedächtnisfeier. Wir feiern den Tod und die Auferstehung Jesu. In diese Feier nehmen wir auch mit hinein, was uns bewegt und auch die Menschen, die wir lieb haben und hatten.

Wir halten heute nach jeder Fürbitte eine kurze Stille.

- Wir denken an Menschen, die uns lieb waren und deren Tod uns mit großer Trauer erfüllt hat
- Wir denken an alle Verstorbenen des Diözesanrates. Heute besonders an Elisabeth Flügel, die für das Dekanat Aschaffenburg-West von 1994 bis 2014 Mitglied des Diözesanrates war
- Wir denken an die Angehörigen, die Ärzte und Ärztinnen, die Pfleger und Pflegerinnen, die Seelsorger und Seelsorgerinnen, die heute an den Betten Sterbender stehen
- Wir denken an die Bestatter und Bestatterinnen unserer Gemeinden, die täglich mit dem kalten Tod zu tun haben
- Wir denken an Menschen in unserem Bekanntenkreis, die zur Zeit um einen lieben Menschen trauern
- Wir beten auch für uns um die Kraft, den Tod nicht aus unserem Leben hinauszudrängen und um die Kraft, Trauer zu bewältigen, wenn wir liebe Menschen loslassen müssen.

Einleitung

Was ist heute los? Liturgische Farbe Violett. Wir haben doch keine Advents- und Fastenzeit. Wir feiern auch kein Requiem. Hat der Mai gestern zuviel geschöppelt, dass er da etwas durcheinanderbringt?

Ich habe bewusst unliturgisch für die Jahreszeit für den heutigen Gottesdienst die Farbe violett gewählt.

Die Mischfarbe aus Blau und Rot. Blau Farbe der Tiefe, Rot die Farbe der Beziehung. Denn heute beherrscht ein Thema den Vormittag, das uns Menschen existentiell herausfordert und tief berührt: Sterben - Tod - und Trauer. Möge dieser Gottesdienst uns heute darauf einstimmen.

Pfarrer Stefan Mai

Lesung (Ijob 2,11-13)

Die drei Freunde Ijobs hörten von all dem Bösen, das über ihn gekommen war. Und sie kamen, jeder aus seiner Heimat: Elifas aus Teman, Bildad aus Schuach und Zofar aus Naama. Sie vereinbarten hinzugehen, um ihm ihre Teilnahme zu bezeigen und um ihn zu trösten.

Als sie von fern aufblickten, erkannten sie ihn nicht; sie schrien auf und weinten. Jeder zerriss sein Gewand; sie streuten Asche über ihr Haupt gegen den Himmel. Sie saßen bei ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.

Evangelium (Joh 11,17-27)

Als Jesus ankam, fand er Lazarus schon vier Tage im Grab liegen. Betanien war nahe bei Jerusalem, etwa fünfzehn Stadien entfernt. Viele Juden waren zu Marta und Maria gekommen, um sie wegen ihres Bruders zu trösten. Als Marta hörte, dass Jesus komme, ging sie ihm entgegen, Maria aber blieb im Haus sitzen. Marta sagte zu Jesus: Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben. Aber auch jetzt weiß ich: Alles, worum du Gott bittest, wird Gott dir geben. Jesus sagte zu ihr: Dein Bruder wird auferstehen. Marta sagte zu ihm: Ich weiß, dass er auferstehen wird bei der Auferstehung am Jüngsten Tag. Jesus sagte zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben. Glaubst du das? Marta sagte zu ihm: Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll. Nach diesen Worten ging sie weg, rief heimlich ihre Schwester Maria und sagte zu ihr: Der Meister ist da und lässt dich rufen. Als Maria das hörte, stand sie sofort auf und ging zu ihm. Denn Jesus war noch nicht in das Dorf gekommen; er war noch dort, wo ihn Marta getroffen hatte. Die Juden, die bei Maria im Haus waren und sie trösteten, sahen, dass sie plötzlich aufstand und hinausging. Da folgten sie ihr, weil sie meinten, sie gehe zum Grab, um dort zu weinen. Als Maria dorthin kam, wo Jesus war, und ihn sah, fiel sie ihm zu Füßen und sagte zu ihm: Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben. Als Jesus sah, wie sie weinte und wie auch die Juden weinten, die mit ihr gekommen waren, war er im Innersten erregt und erschüttert. Er sagte: Wo habt ihr ihn bestattet? Sie sagten zu ihm: Herr, komm und sieh! Da weinte Jesus. Die Juden sagten: Seht, wie lieb er ihn hatte!